

hist 2006

**»WIR WOLLEN KEINE METADATEN« –
TAGUNGSBERICHT .HIST 2006:
GESCHICHTE IM NETZ – HISTORY IN
THE NET(WORK), BERLIN, 22.–24.
FEBRUAR 2006**

Tagungsberichte will keiner – diesen Eindruck zumindest hat die Redaktion von Clio-online, dem Fachportal für die Geschichtswissenschaften, gewonnen: Als immer öfter der Wunsch der vernetzten und auf den E-Mail-Dienst von Clio-online abonnierten Wissenschaftler geäußert wurde, *weniger* Mails zu erhalten (derzeit sind es bei Abonnement aller Themengebiete über 2.800 Mails im Jahr), reagierte die Redaktion darauf und bietet nun an, einzelne Module der täglich verschickten Rezensionen, Call for Papers, Termine, Wohnungs- und Stellenangebote auszuwählen. Und da wählten die meisten die Tagungsberichte ab.

Dabei gibt es doch so anregende Tagungen wie eben jene des Kooperationsverbundes Clio-online gemeinsam mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) an der HU Berlin veranstaltete, bei der sich drei Jahre nach der ersten Zusammenkunft (.hist 2003, siehe ZfBB 50.2003, 5, S. 269–272)¹ – völlig ausgebucht – knapp vierhundert Historiker, Bibliothekare, Archivare, Dokumentare, Museumsmitarbeiter, Verleger und Drittmittelgeber über ihre Sicht und ihre Aktivitäten zu »Geschichte im Netz« austauschten. Ist man sich bei den Aktivitäten auch einig (so viel wie möglich ins Netz verlagern), so liegen die Sichtweise und die Interessen oft recht weit auseinander. Die wissenschaftlich arbeitenden Historiker sind selbstverständlich an immer größerem Arbeitskomfort durch große Mengen an digitalisierten Daten interessiert und haben ihre Arbeitsweise bereits enorm gewandelt, die Drittmittelgeber unterstützen die Digitalisierung, das Entstehen neuer reiner E-Journals und den open access (OA) massiv, die Bibliothekare und der Juraprofessor geben mitunter die Bedenkenträger ab – etwa in den Fragen Langzeitarchivierung, Norm- und Metadaten, Urheberrecht – und die Verleger fürchten um ihre bisherigen Einkünfte oder versuchen neue Märkte in- und außerhalb der Bibliotheksklientel zu erforschen.

In diesem Spannungsfeld (»Vielen Dank für den

spannenden Vortrag« war dann auch einer der häufigsten Sätze) wurde viel Theoretisches und Praktisches zu Gehör gebracht: knapp 80 Vorträge wurden auf jeweils drei Blöcke am Vor- und Nachmittag verteilt, so dass der Tagungsteilnehmer grundsätzlich 66,6 Prozent verpassen musste. Zu überlegen wäre für die nächste Tagung, ob man nicht – trotz der dann höheren Übernachtungskosten für die auswärtigen Gäste – die Veranstaltung auf drei Tage verteilen sollte.

Was charakterisiert die »Geschichte im Netz« heute? Die Mehrzahl der geschichtsbezogenen Seiten des Internet, so Prof. Wolfgang Schmale (Universität Wien) in seinem Eröffnungsvortrag, stamme von Laien, die ihre Begeisterung etwa für mittelalterliche Kostüme, Heimatkundliches – aber auch rechtsradikale Inhalte – den Gleichgesinnten mitteilen möchten. Für den Historiker interessant sei der Quellencharakter dieser »selektiven Faktographie« aus rezeptionsgeschichtlicher Hinsicht.

Die Webseiten der *Geschichtswissenschaft* seien eine Minderheit, vor allem deshalb, weil sich hier noch ein Wandel in der Akzeptanz des Internets als ernstzunehmendes Medium abzeichne. Dieser Wandel habe aber bereits eingesetzt: galt bislang noch der Vorwurf, dass sich im Internet oft nur ein Diskussionsstand, aber keine gesicherten Inhalte fänden, so stimme dies nicht mehr. Immer öfter würden Sammelbände, Zeitschriften und Monographien über das Internet bereitgestellt, was auch zu einer Verminderung der Druckauflagen führe. Die Frage sei, wann der Drehpunkt komme: wann seien Bibliotheken nur noch Archive?

Die Chance der Webveröffentlichung bestünde in einer Beschleunigung der Publikation von Forschungsergebnissen. Gleichzeitig ändere sich die Arbeitsweise der Forschung und die Darstellungsweise von Wissenschaftsresultaten durch eine für das Medium besser konsumierbare Granulierung und Portionierung der Inhalte. Mit der bildschirmadäquaten Präsentation im Hinterkopf würden Texte von vornherein bündig geschrieben: die wissenschaftliche Schreibtechnik ändere sich hin zu einer Modularisierung.

Noch nicht richtig durchgesetzt habe sich der Charakter der supranationalen Barrierelosigkeit (deutsche Internetnutzer konsultierten vor allem deutsche Seiten) und das mit dem »Funfaktor« verbundene E-Learning, das erst langsam in Gang komme. Der multimediale Charakter des Internets, seine Hypertextualität, die Möglichkeit des Einbindens von Tonquellen, Filmen, Bildern könne möglicherweise helfen, die bislang eher geringe Wertschätzung für interdisziplinär arbeitende Wissenschaftler abzulösen und ihnen zu besse-

**Bibliothekare geben die
Bedenkenträger bei der
Digitalisierung ab**

ren Karrierechancen zu verhelfen. Insgesamt handele es um eine Medienrevolution, die der Erfindung des Buchdrucks vergleichbar sei – auch hier habe sich ein fundamentaler, aber nicht unbedingt schneller Wandel vollzogen.

— Verschiedene Ansätze für Langzeitarchivierung

Museen haben die Kompetenz für Objekte, Bibliotheken diejenige für Bücher und Archive für Archivalien – doch wer hat die Kompetenz für Digitalisate – das muss sich erst noch herauskristalisieren, befand der für Langzeitarchivierung zuständige Referent der DFG, Dr. Max Vögler. Und diese Kompetenz sei nötig, damit sich die Groteske der Digitalisierung des Doomsday Book nicht wiederhole: 1086 auf Veranlassung Wilhelm des Eroberers verfasst und auf diesem Datenträger heute noch tadellos lesbar, wurde es in den 1980er Jahren für 2,5 Millionen Pfund digitalisiert. Die Daten ließen sich allerdings nach kürzester Zeit nicht mehr verwenden: durch die Weiterentwicklung der Hard- und Software und nicht erfolgter Datenmigration war nur noch ein spezieller Microcomputer in der Lage, die Daten auszulesen. Erst nach langer Rekonstruktion konnten die Digitalisate gerettet werden.

In Deutschland gibt es mehrere Initiativen zur Sicherung der Langzeitarchivierung: Das BMBF-geförderte Kompetenznetzwerk *nestor (Network of Expertise in long-term Storage and availability of digital Resources in Germany)*, www.langzeitarchivierung.de, das Projekt *kopal* für die technischen Lösungen und BABS, das DFG-geförderte *Bibliothekarische Archivierungs- und Bereitstellungssystem* der Bayerischen Staatsbibliothek und des Leibniz-Rechenzentrums der LMU München (www.babs-muenchen.de).

Die weltweit erste Registrierungsagentur für wissenschaftliche Primärdaten wurde mit Unterstützung der DFG an der TIB Hannover im Projekt STD-DOI (www.std-doi.de) entwickelt, bei dem Wissenschaftler ihre erhobenen Primärdaten abspeichern und mit einer eindeutigen Identifikationsnummer, einem Digital Object Identifier (DOI), versehen lassen können. Damit sind diese Primärdaten nicht nur als wissenschaftliche Daten mit einer eindeutigen Adresse nachweis- und zitierbar und zusammen mit alternativen Informationsressourcen im Bibliothekskatalog recherchierbar, sondern sie werden auch langzeitarchiviert.

Wer aber speichert langfristig Daten? Soll man es den Verlagen überlassen? Der Springer-Verlag (www.springer.com) bietet mittlerweile an, dass Autoren gegen eine Gebühr von 3.000 \$ ihre wissenschaftlichen Artikel als Open Archive speichern (»Open Choice«). Vorteil für den Autor ist, dass sein Artikel verlegerisch genauso behandelt wird wie ein konventio-

nell beim Springer-Verlag publizierter Aufsatz (also beispielsweise dem Peer-Review-Verfahren unterzogen wird), dass die Rezeption aber möglicherweise erhöht wird, weil er für jedermann kostenlos zugänglich ist.

Eine auf der Zeitschriftendigitalisate-Datenbank JSTOR aufbauende Public-Private-Partnership-Initiative ist das US-amerikanische Angebot Portico (www.portico.org). Bibliotheken können sich einen Zugang erkaufen, der von ihrem Erwerbungssetat abhängt: so zahlt eine Bibliothek mit 25–30 Millionen Dollar Etat jährlich 24.000 \$, um über Portico auf das Archiv elektronischer Zeitschriften zugreifen zu können; bei einem Etat von 4–5 Millionen Dollar begnügt man sich mit jährlichen 10.000 \$, bei unter 150.000 Dollar Jahresbudget wird 1 Prozent des Etats fällig. Die hauptsächlichste Langzeitarchivierungsstrategie von Portico ist die Migration, d.h. die Überspielung der Daten je nach Weiterentwicklung der Hard- und Software in das jeweils aktuelle Datenformat. Dazu ist es nötig, die Daten bei der ersten Einspielung in ein bestimmtes Open-Standard-Datenformat (Journal Archiving and Interchange DTD) zu überführen.

In Deutschland wird derzeit in einem Public-Private-Partnership-Projekt versucht, die noch nicht vollständig gelöste Frage der Langzeitarchivierung anzugehen: die Deutsche Nationalbibliothek, SUB Göttingen, GWDG (Gesellschaft für wissenschaftliche Datenverarbeitung mbH Göttingen, zuständig für die Netzwerk- und Serverarchitektur) und IBM Deutschland (zuständig für die Datenarchitektur) entwickeln gemeinsam das Projekt *kopal* (Kooperativer Aufbau eines Langzeitarchivs digitaler Informationen). Kerngedanken sind hierbei sowohl Datenträgerrefreshing, Datenformatmigration (Umwandlung eines Ausgangsformates in ein aktuelles Format) als auch Emulation (Emulationsumgebungen erlauben die Nutzung eines ursprünglichen Datenstromes mit aktueller Hard- und Software). Vorlage war das von IBM entwickelte System DIAS (Digital Information Archiving System), das bereits an der Königlichen Bibliothek der Niederlande angewandt wird; bestimmend ist hierbei das OAIS-Modell (Open Archival Information System). Es soll keine Einschränkung für Materialien (Texte, Bilder, Audio, Video) und Formate geben (»PDF, TIFF, TeX bis hin zu komplexen Objekten wie digitalen Videos«). Die digitalen Objekte werden zusammen mit den Metadaten (bibliografische Daten, Format- und Erstellungsdaten des Digitalisats) archiviert. Wenn ein Nutzer sie in einigen Jahren anfordern wird, werden die in ein aktuelles Format umgewandelten Digitalisate ebenfalls archiviert werden. Über das Projekt informiert anschaulich eine Präsentation (*kopal*-Demonstrator auf der Webseite <http://kopal.langzeitarchivierung.de/>).

vom Doomsday Book zum DOI

Projekt Kopal

noch keine Patentlösung
für Langzeitarchivierung
gefunden

Die DFG, so der Referent Dr. Vögler, fördere derzeit verschiedene kleine Ansätze im Bereich Langzeitarchivierung und nehme in Kauf, dass hierbei auch Irrwege – die ebenfalls interessant sein können – beschritten würden. Man befinde sich noch in einer Phase der Beobachtung; die Patentlösung sei noch nicht gefunden. Denkbar sei aber für die DFG, den SSG-Bibliotheken Langzeitschließfächer auf dem kopal-Archivserver zu finanzieren. Diese seien nach Aussagen der Initiatoren allerdings eher für kleinere Einrichtungen oder Institutionen mit geringem Archivierungsaufkommen geeignet. Für größere Einrichtungen bestünde die Möglichkeit der Nachnutzung des kopal-Systems.

Die Deutsche Nationalbibliothek (DNB) besitzt mit der Novellierung des Gesetzes über die Deutsche Bibliothek aus dem Jahre 1969 nun auch den Sammelauftrag für die in unkörperlicher Form (Netzpublikationen) veröffentlichten Medienwerke. Während manche Datenträger noch nach über 2000 Jahren lesbar seien – wie der 196 vor Chr. entstandene »Stein von Rosette« – gebe es derzeit keinen Datenträger für digitale Materialien, so Dr. Thomas Wollschläger (DNB), der länger als zwanzig bis dreißig Jahre haltbar sei. Neben die Langzeitarchivierung, die sich auf die Datenträger beziehe, müsse die Langzeitverfügbarmachung der Inhalte unabhängig von der gerade aktuellen Soft- und Hardware treten. Während sich die Migration vor allem für statisches Material wie Texte und Bilder eigne, müsse die Emulation als ein Nachstellen von Systemumgebungen vor allem bei Multimedia-Anwendungen zum Einsatz kommen. Für Juli 2007 ist das endgültige *release* der vollständigen kopal-Tools geplant. Bereits jetzt ist absehbar, dass die geplanten Speicherkapazitäten nicht ausreichen und durch einen Aufstockungsantrag ergänzt werden müssen, insbesondere, wenn später noch das Webharvesting – d.h. die schnappschussartige Archivierung der Webseiten der in Deutschland verwendeten Domains (vor allem .de) – hinzukomme, das in der Mengenabschätzung bisher nicht berücksichtigt worden war. Ungeklärt ist auch noch, wie oft sich die Erntemaschine durch das deutsche Netz pflügen soll – reicht es, zur Dokumentation einmal jährlich Webseiten zu archivieren, obwohl manche Nachrichten-Webseiten sich mehrmals stündlich erneuern? Und soll wahllos alles archiviert werden oder nur ausgewählte Webseiten? Wahrscheinlich werden erst einmal die Webseiten großer Kulturinstitutionen den Weg in den digitalen Heuschaber finden; aus urheberrechtlichen Gründen wird man die archivierten Seiten wohl nur – Ironie im Datenzeitalter – innerhalb der Räumlichkeiten der Deutschen Nationalbibliothek anschauen können.

Föderales Frankreich?

Urheberrechtsfragen machen überhaupt eine Menge Arbeit – und so nimmt das französische *Ministère de l'Éducation Nationale, de l'Enseignement Supérieur et de la Recherche* tatsächlich die Mühe auf sich, jeden einzelnen Verfasser eines Aufsatzes zu ermitteln und anzuschreiben, dessen Text in einer derjenigen Zeitschriften abgedruckt wurde, die im Rahmen des Projektes PERSEE (Portail de revues scientifiques en sciences humaines et sociales, www.persee.fr) digitalisiert werden. Es handelt sich hierbei zwar bisher »nur« um ein Dutzend traditionsreiche französische Wissenschaftszeitschriften (u.a. die 1929 von Marc Bloch und Lucien Febvre gegründeten *Annales*), bis Ende 2007 sind aber ca. 50 Zeitschriften zu digitalisieren geplant – und zwar, und dies ist dann doch das Besondere, von einer Moving Wall abgesehen, vom ersten Jahrgang ab vollständig als Scan und – korrekturgelesen – als durchsuchbarer Volltext. *Persée* stellt als Projekt retrospektiver Digitalisierung von Zeitschriften aus den Sozial- und Geisteswissenschaften ein Pendant zu *Digizeitschriften* dar, wird aber auch in Zukunft zu 100 Prozent kostenlos zugänglich sein. Hatte man bisher den Eindruck, dass im zentralisierten Nachbarland die Digitalisierungsprojekte unter einem Dach (Gallica) stattfinden, so wird man eines Besseren belehrt: auch in Frankreich gibt es viele lokale Projekte – z.B. Digitalisate zur Geschichte der Medizin, der Technik und den Naturwissenschaften² oder Geschichtsquellen mit kritischem Apparat³ –, für die bisher noch keine Koordination auf nationaler Ebene stattfindet. Eine solche ist aber für die Zukunft angestrebt; dienlich wird hierbei die im letzten Jahr gegründete, der DFG ähnelnde *Agence nationale de la recherche* sein. Allerdings werden die CADIST-Bibliotheken (vergleichbar den SSG-Bibliotheken) bislang nicht auch für den Aufbau virtueller Fachbibliotheken unterstützt. Auch ohne Föderalismusreformstreit gibt es also unterschiedliche Zuständigkeiten und damit uneinheitliche Vorhaben: Die Digitalisierungen des nationalen Kulturerbes in Gallica (www.gallica.bnf.fr/) sind eine Initiative der *Bibliothèque nationale de France*, und diese untersteht nicht dem Wissenschaftsministerium, das *Persée* begründet hat, sondern dem französischen Kultusministerium.

MINERVA und MICHAEL

Die Professionalisierung des Mediums, das ursprünglich von einigen Enthusiasten eher experimentell genutzt wurde, schreitet – vergleicht man die Webauftritte von vor einigen Jahren mit den heutigen Homepages – alles andere als langsam voran. Institutionen wie Bibliotheken, Archiven, Museen und Denkmalpfle-

ge zu einem professionellen Auftritt zu verhelfen, ist neben der Beratung in Hinblick auf EU-Förderprogramme eine der Aufgaben, die sich die interministerielle Bund-Länder-Arbeitsgruppe EUBAM (www.eubam.de) gesetzt hat: Hilfsmittel für die »Digitalisierung« – offenkundig ein Begriff mit vielen Bedeutungen – zur Verfügung zu stellen heißt hier u. a., die Qualität kultureller Websites zu verbessern. Im Programm MINERVA (*Ministerial NETwork for Valorising Activities in digitalisation*, www.minervaeurope.org/) entstand so u. a. ein *Handbook for quality in cultural Web sites*, ein in seiner PDF-Version 195 Seiten umfassender, in englischer oder italienischer Sprache verfügbarer Fließtext ohne eine einzige illustrierende Abbildung, der einen Appendix mit dem Titel »How to use the Handbook« benötigt. Für kleinere und mittlere Einrichtungen steht mit Museo & Web ein ebenfalls in italienischer und englischer Sprache verfügbares Werkzeug zur Erstellung qualitätsvoller Websites zur Verfügung. Nach einer namentlichen Anmeldung kann man sich im Tutorial knapp und bündig über die absoluten »Basics« der Internetseitengestaltung informieren, z. B. über Webseiten-Architektur, Verwendung von Farben, den geeigneten Sprachstil, Barrierefreiheit und Mehrsprachigkeit (man möge auf einer italienischen Webseite die englische Version mit »english« und nicht mit »inglese« bezeichnen).

Auf der Basis der in MINERVA erarbeiteten Richtlinien und im Rahmen des eTEN-Programmes, mit dem die Europäische Gemeinschaft den Aufbau transeuropäisch ausgerichteter und über Telekommunikationsnetze laufender elektronischer Dienste unterstützt (e steht für E-Dienste, TEN für Transeuropäische Netze), entstand das Projekt MICHAEL (*Multilingual Inventory of Cultural Heritage in Europe*, www.michael-culture.org), das sich ein gemeinsames Portal der Digitalisierungsprojekte der einzelnen EU-Länder zum Ziel setzt. Von Frankreich, Italien und Großbritannien initiiert, nehmen an der bewilligten Projektfortführung MICHAEL PLUS elf weitere Länder teil. Anhand der derzeit bereits verfügbaren Datenbankeinträge im gemeinsamen italienisch-französischen Portal digitalisierter Bestände kann man sich einen Eindruck davon verschaffen, dass sich der Nachweis auf Sammlungen zu einem bestimmten Themenkomplex beschränken soll, so z. B. auf die Digitalisierung von illuminierten mittelalterlichen Handschriften in der Bibliothek der Abtei Clairvaux. Das bedeutet, dass MICHAEL auf einer verweisenden Metaebene verbleibt und keine Nachweise bis hin auf die Objektebene anstrebt, wie es etwa bei BAM-Portalen geleistet wird. An deutschen Kulturinstitutionen eingebunden sind das Deutsche Museum in München, die Universitätsbibliothek Johann

Christian Senckenberg Frankfurt / Main, die Stiftung Preußischer Kulturbesitz, die Bayerische Staatsbibliothek München, die Deutsche Nationalbibliothek, das Bundesarchiv und das Landesarchiv Baden-Württemberg.

— Wertvolle Altdaten aus DDR-Zeiten

Im Bereich des Archivwesens hat man derzeit mit den »Altlasten« digitaler Daten zu kämpfen. Nicht nur, dass die Archivare auf Dachböden alte Magnetbänder und zwischen den Papierakten auch immer wieder 5¼-Zoll-Disketten finden, in das Bundesarchiv sind z. B. aus DDR-Institutionen 300.000 Dateien aus den Jahren 1970–1990 gelangt. Sie enthalten vor allem Statistiken wie die Volkszählungsdaten von 1971 und Kaderakten mit Angaben zu 700.000 Funktionären. Dr. Andrea Hänger (Bundesarchiv) schilderte eindrucksvoll, dass die gelungene Rettung dieser Daten für viele Betroffene von großem Wert ist, etwa wenn sie für ihre Rentenbescheide Nachweise über Beschäftigungszeiten beibringen können oder wenn ehemalige DDR-Häftlinge anhand der penibel geführten Häftlingsdaten (u. a. zu Krankheiten) für heutige Reha-Prozesse nachweisen können, dass ihre Krankheit aus der Haftzeit herrührt. Nicht zuletzt, weil solche Daten Beweiskraft vor Gericht haben müssen, beteiligt sich das Bundesarchiv an nestor und arbeitet mit an einem »Kriterienkatalog für ein vertrauenswürdigen digitales Langzeitarchiv«; außerdem wird durch die genaue Dokumentation der Metadaten sichergestellt, dass die Daten auch nach der Migration authentisch gehalten werden. Als Langzeitarchivierungsformat hat sich das Bundesarchiv für ASCII entschieden.

— Komfortable Texterfassung für parallele

— Druck- und Onlineausgabe

Eine andere Möglichkeit, Texte möglichst unabhängig von Softwareprogrammen dauerhaft digital verfügbar zu halten, verfolgt die 1987 gegründete Text Encoding Initiative TEI (www.tei-c.org/), in deren aus 81 Mitgliedern bestehendem Konsortium sich kein einziger Vertreter aus Deutschland befindet, wie Dr. Stefan Cramme von der Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung (BBF) bedauert. TEI hat ein unabhängiges, portables und offenes Format zu Speicherung, Austausch und Analyse von Texten in den Geisteswissenschaften entwickelt. Die Verwendung dieses SGML-basierten Formates ist hilfreich, wenn parallele Druck- und Onlinevarianten eines Textes veröffentlicht werden sollen. Ist der Text erst einmal mit TEI-tag sets erfasst, können aus ihm einfach HTML-Seiten und die Printfassung generiert werden. So wird TEI beispielsweise von der österreichischen Zeitschrift *Sichtungen* ([**Datenrettung kommt ehemaligen DDR-Häftlingen zugute**](http://</p></div><div data-bbox=)

MICHAEL+

purl.org/sichtungen/) verwendet, auf deren Homepage auch der Preprint eines grundlegenden Aufsatzes über die Text Encoding Initiative nachzulesen ist.⁴

Das BBF stützt sich auf TEI bei seiner Reichweinausgabe, die ursprünglich als Druckausgabe geplant war, nun aber um eine digitale Ausgabe ergänzt werden soll. Die TEI-Erfassung der Texte wird somit auch die Grundlage für die Druckfassung sein – und nicht mehr umgekehrt die Erfassung etwa in Word-Dateien für eine spätere Umwandlung in ein digitales Format.

— **Digitales Quellenparadies**

Bei den Werkstattberichten der Tagung wurde deutlich, dass in wirklich allen Bereichen, die im weitesten Sinne zur Geschichtswissenschaft gehören, digitalisiert wird: *Zeitungsausschnitte*, thematische *Pressemappen* und die seit Ende der sechziger Jahre produzierten *Rollfilme* bei den Bibliotheken des Hamburgischen Weltwirtschaftsinstituts bzw. des Instituts für Weltwirtschaft, *Zeitschriften* aus der Epoche der Aufklärung⁵, die Zwischenkriegsjahrgänge der *Fachbibliographie* »Jahresberichte für deutsche Geschichte«⁶, *Ausstellungsexponate* für eine weitgehend virtuelle Ausstellung im Willy-Brandt-Haus in Lübeck, die sowohl für Schulklassen als auch für skandinavische Touristen adaptierbar sein wird, *Plakate* und *Kleinbilddias* von Plakaten zu eidgenössischen Abstimmungen, *Tonbänder* mit Zeitzeugen-Interviews im Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich.

— **Mehrwert und Finanzierung von reinen Online-Zeitschriften**

Sind somit immer mehr Quellen online – und nach Möglichkeit kostenlos – zugänglich, so ändert sich auch das Publikationsverhalten, das im Anschluss an ein Quellenstudium und das Abfassen einer wissenschaftlichen Arbeit ansteht. War es vor einigen Jahren noch unerlässlich, in renommierten, traditionsreichen und traditionell in Druckform erscheinenden Zeitschriften publiziert zu haben, so kann es heute bei Bewerbungen und Berufungsverfahren von Vorteil sein, auch einige online verfügbare Aufsätze zur schnelleren Konsultation durch das Auswahlgremium aufweisen zu können. In der schnelllebigen Zeit wird eben auch die Prüfzeit der Bewerbungsunterlagen für die Gremiumsmitglieder immer knapper – dank Onlinepublikationen ist die Bewerberlage leichter zu sondieren. Ob sich die Bewerber dessen heute bewusst sind? Immerhin gibt es bereits anerkannte geschichtswissenschaftliche Zeitschriften, die über 90 % Erstpublikationen beinhalten, wie etwa die *zeitenblicke*⁷, die als Tribut an die *Berliner Erklärung über offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen*⁸ ausschließlich online

erscheinen. Dass das Publikationsverhalten sich in einem Wandel befindet, dass der wissenschaftliche Autor auf dem Weg ist, sich neu zu definieren, das erfahren spätestens diejenigen, die einen Arbeitsvertrag bei einem Max-Planck-Institut unterschreiben: Die Bereitschaft des Arbeitnehmers, elektronisch zu publizieren wird nämlich in den MPI-Verträgen als Erwartung des Arbeitgebers festgehalten. Neben der Unsinnlichkeit dieser Veröffentlichungsform – wer hält schon nicht gern ein Belegexemplar seines Buches oder einen Sonderdruck des jüngsten eigenen Aufsatzes in Händen – spricht ein weiterer, gewichtiger Punkt für eine Skepsis: das hohe Maß an Unsicherheit in Hinblick auf Rechte und Pflichten elektronischer Publikationen, das bei den Autoren, Herausgebern und sicherlich auch bei vielen Verlagen herrscht.

Dennoch haben elektronische Ausgaben von Zeitschriften – wie sich bei den parallel als Print- und Onlinepublikation erscheinenden *Zeithistorischen Forschungen*⁹ zeigt – einen nicht zu unterschätzenden Mehrwert: zu Webseiten kann verlinkt, Tondokumente können eingebunden, eine Kamerafahrt durch eine rezensierte Ausstellung kann integriert werden. Jederzeit sind Kommentare nachtragbar, wenn die konventionelle Ausgabe längst als unveränderliche Druckschrift schwarz auf weiß vorliegt. Die Nachteile liegen allerdings ebenso auf der Hand: die Frage der Langzeitverfügbarkeit ist ungeklärt, die langen Texte werden lieber gedruckt als am Bildschirm gelesen, für die Einbindung von visuellen und audiovisuellen Medien müssen aufwändig Nutzungsrechte eingeholt und nach drei bis fünf Jahren erneuert werden und schließlich – für die Printausgabe besteht ein geringerer Kaufanreiz, wenn die parallele Onlineausgabe kostenlos im Netz steht.¹⁰

Die Herausgeberin, Prof. Gudrun Gersmann, und die Redakteure der *zeitenblicke* und der ebenfalls reinen Online-Rezensionzeitschrift *sehpunkte* berichteten über die – inzwischen überwundenen – Anfangsschwierigkeiten: Verlage, bei denen Rezensionsexemplare requiriert werden sollten, zweifelten an der wissenschaftlichen Relevanz, Wissenschaftler an der Nachhaltigkeit ihrer Rezensionen und Originalbeiträge. Wichtig für den Erfolg waren *Seriosität* (pünktliches Erscheinen, Qualitätssicherung durch Begutachtungsverfahren, Anbindung an starke Partnerinstitutionen und Vernetzung in der Fachwissenschaft), *Nachhaltigkeit* (Auffindbarkeit durch Indexierung der Metadaten in Google, Zitierfähigkeit, Unveränderlichkeit) und *Vertrautheit* (Einhaltung der konservativen Publikationsstrukturen: feste Ausgaben zu festen Terminen, Gewinnung von etablierten Forschern, Redakteure sind selbst Wissenschaftler). Fraglich ist allerdings, wie die

Ist open access nach Auslaufen der Anschubfinanzierung noch möglich?

Seriosität, Nachhaltigkeit, Vertrautheit

tatsächlich sehr kostenintensiven Zeitschriften nach dem Auslaufen der Förderung weiter betrieben werden können. Bei aller Verbundenheit mit dem *open access*-Gedanken kommen bei den Herausgebern mittlerweile Zweifel auf, ob sich die kostenfreien E-Journals eigenverantwortlich und verlagsfrei mittelfristig weiterfinanzieren lassen können. Auffällig ist, dass sie sich überhaupt keine Gedanken über Langzeitarchivierung machen – offenbar vertraut man auf die Archivfunktion von Bibliotheken. Dies verwundert angesichts der Tatsache, dass es sich um Historiker handelt, die ein ausgeprägtes Gespür für die Verlässlichkeit und Zugänglichkeit ihrer Quellen und sonstigen Materialien haben sollten, ganz besonders.

Wandel im Publikationsverhalten

Während der rezeptive Bereich der elektronischen Publikationen, etwa der Bezug von Fachinformation über Mailinglisten oder die Literaturbeschaffung durch E-Journals bereits akzeptiert sei, so Dr. Johannes Fournier, Programmdirektor der DFG für elektronische Publikationen, sei der produktive Bereich, also das Veröffentlichen von eigenen Texten ausschließlich in elektronischer Form, von den geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschern noch nicht akzeptiert. Bei einer der Funktionen wissenschaftlichen Publizierens, nämlich der Zuweisung von Reputation für den Autor, herrsche beim E-Publishing gegenüber der konventionellen Veröffentlichung in gedruckten Medien noch deutliche Skepsis. Dies sei eine der Erkenntnisse, die sich aus der von der DFG durchgeführten Umfrage zum Thema »Publikationsstrategien im Wandel?«¹¹ herauskristallisiert habe. – Von den 1.600 angeschriebenen, durch DFG-Programme geförderten Wissenschaftlern haben sich 1.023 an der Umfrage beteiligt. Dabei wurde zwar auf Proporz (z. B. etablierte Wissenschaftler vs. Nachwuchswissenschaftler) geachtet, wie viele Befragte aber ohnehin eine Affinität zu den elektronischen Möglichkeiten haben und die Umfrageergebnisse noch positiv in Richtung eines Paradigmenwechsels beeinflusst haben, sei dahingestellt. Allerdings hat auch so weniger als 1 Prozent der Umfrageteilnehmer aus dem geistes- und sozialwissenschaftlichen Bereich in den letzten fünf Jahren im *open access* publiziert – die DFG hingegen fordert, dass mit ihren Geldern geförderte Wissenschaftler ihre Publikationen im *open access* verfügbar machen sollen.

Auch Clio-online hat im Dezember 2005 / Januar 2006 in ähnlicher Größenordnung (1.600 Fragebögen) eine Umfrage zum elektronischen Publizieren durchgeführt. Bei der Frage, welche Onlinebibliografien man nutze, antworteten 86 % OPACs, 72 % Verbundkataloge und 68 % hielten ... Google für eine Bibliografie.

Ein Missverständnis in einer solchen Größenordnung bei routinierten Internetnutzern macht deutlich, dass die Vermittlung von Informationskompetenz durch die Universitäten und Bibliotheken unbedingt weiter ausgebaut werden muss.

Die wichtige Vermittlungsrolle von Bibliotheken bei der Validierung von E-Publishing-Produkten machte Dr. Alessandra Sorbello-Staub (BSB) deutlich: Bibliotheken nehmen eine Qualitätssicherung von E-Publikationen durch das bewusste Auswählen von verlässlichen Quellen vor. Sie erschließen die Publikationen durch Metadaten, kümmern sich durch Normierung um eine stabile Zitierfähigkeit und den dauerhaften Zugriff auf die elektronischen Ressourcen auch bei einer sich ändernden URL auf dem Ursprungsserver, sorgen für eine große Verbreitung der Inhalte und besorgen schließlich auch noch die Langzeitarchivierung der Daten. In ZEND, der Zentralen Erfassungs- und Nachweisdatenbank für Digitalisate des Münchner Digitalisierungszentrums, wird jedem der mittlerweile 10.000 Einzelbände (ca. 9 Millionen Buchseiten) eine feste URN (*Uniform Resource Name* als dauerhaft stabiler Zugriffsanker) zugewiesen, wobei die von der *Conference of Directors of National Libraries* (CDNL) vereinbarte NBN (*National Bibliography Number*) zur Anwendung kommt.

Digitalisiertes Mittelalter

Die vielfältigen Ausformungen der »Geschichte im Netz«, wie sie auf der Tagung zur Sprache kamen, und – bei aller Begeisterung für die neuen Möglichkeiten – auch die ihnen innewohnende Problematik sollen abschließend einmal an einem Beispiel aus einem Werkstattbericht verdeutlicht werden. Wer sich mit mittelalterlicher Geschichte beschäftigt, benötigt Quellen. Erhalten sind in erster Linie Zeugnisse der Herrschaftsgeschichte, d. h. Gesetze, Urkunden, Briefe, Chroniken, Werke der Geschichtsschreibung, die von und über die »Großen« der Geschichte, Kaiser, Könige, Adelige, Päpste usw. berichten. Anfang des 19. Jahrhunderts begannen deutsche Historiker, diese Quellen zu edieren und damit einem größeren Forscherkreis zugänglich zu machen, der fortan nicht mehr die Originale in Archiven und Bibliotheken einsehen musste, sondern sich bequem in der Druckfassung über den Inhalt informieren konnte. Das große Editionsprojekt des gleichnamigen historischen Instituts, *Monumenta Germaniae Historica*, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, die historischen Quellen des europäischen Mittelalters in kritischen Textausgaben herauszugeben, geht auf die 1819 vom Reichsfreiherrn Karl vom Stein gegründete »Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde« zurück.

Qualitätssicherung von E-Publikationen

Wie sinnvoll ist die 1:1-Abbildung der Printversionen durch die Digitalisierung?

Um sich erst einmal einen Überblick zu verschaffen und das Material zu ordnen, waren umfangreiche Vorarbeiten nötig. 1829 hatte der Frankfurter Stadtbibliothekar Johann Friedrich Böhmer begonnen, die deutschen Kaiserurkunden durch sogenannte Regesten zu erschließen; später entwickelte sich ein erweitertes Regestenkonzept, in dem der Urkundenaussteller, der Ausstellungsort und das Datum erfasst und um inhaltliche Zusammenfassungen, Nachweise über die Überlieferung und quellenkritische Hinweise ergänzt wurden.

Da die textkritische Edition der mittelalterlichen Quellen sich als ein ehrgeiziges und langwieriges Unterfangen herausstellte, das bis heute nicht abgeschlossen ist, konnten und können diese Regesten als idealer Einstieg für die quellenorientierte Forschung dienen. Die Regesta Imperii erschienen ab 1839 in Druckform und entwickelten sich zu einem selbstständigen Grundlagenwerk, das sich in der Mediävistik als unentbehrlich erwies. Im Grunde waren die Regesta Imperii und die MGH Konkurrenzprodukte aus der Frühzeit der Geschichtswissenschaft.

Sucht man beispielsweise die Urkunde Kaiser Friedrichs I. Barbarossa, in der er im Jahre 1155 Lehrer und Schüler in Bologna unter seinen Schutz stellte (das Scholarenprivileg gilt als Gründungsurkunde der Universität Bologna, der ältesten europäischen Universität), findet man in den Regesta Imperii eine Kurzbeschreibung:

»RI IV 2, 1 n. 300: (Friedrich I.) (1155 Mai 13–15 am Reno bei Bologna): Friedrich nimmt nach eingehender Beratung (...) die Scholaren und besonders die Professoren der Rechte (...) in seinen Schutz (...).«

Außerdem werden Hinweise auf Fundorte des Originals oder von handschriftlichen mittelalterlichen Abschriften (z.B. in einem Codex der Vatikanischen Bibliothek) sowie auf Drucke in älteren Editionen gemacht und auf Forschungsliteratur verwiesen (Zeitschriftenaufsätze z.B. in der Fachzeitschrift *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters*) sowie Erläuterungen zur (umstrittenen) Datierung gemacht – alles in allem etwa eine halbe Druckseite.

In den MGH findet sich dann der vollständige Text der Kaiserurkunde unter den Rechtstexten, den Constitutiones Friedrichs I., unter Const. 1, 249 als laufende Nummer 178. *Privilegium Scholasticum*: »Habita super hoc diligenti ...«.

Deutsche Kurzzusammenfassung und weiterführende Hinweise auf Handschriften und Aufsätze also in den Regesta Imperii, vollständiger lateinischer Urkundentext in den MGH. Der Historiker musste bisher immer beide Wege beschreiten, wenn er alle Informationen zusammentragen wollte. Wollte er die Hand-

schriften einsehen, musste er in die entsprechenden Bibliotheken reisen, wollte er Zeitschriftenaufsätze lesen, so gab er sich in seine Universitätsbibliothek.

Nun wird alles digitalisiert: Die Bände der *Monumenta Germaniae Historica* liegen – bis auf eine *moving wall* von fünf Jahren – kostenfrei unter www.dmgh.de vor (bislang nur als Images; OCR wird derzeit durchgeführt); und unter www.regesta-imperii.de finden sich die volltextdurchsuchbaren Bände der RI. Etwa sechzig Bände der MGH wurden auch von der *Bibliothèque nationale de France* in deren Digitalisierungsprojekt *Gallica* eingescannt (und so schlecht erschlossen, dass sie eine eigene Übersicht im Weblog *Archivalia* benötigen). Die Fundorte der in deutschen Bibliotheken verwahrten Handschriften und deren Inhalte kann man über www.manuscriptamediaevalia.de recherchieren. Die Zeitschrift *Deutsches Archiv* ist von Digizeitschriften digitalisiert und in denjenigen Bibliotheken einsehbar, die die Lizenz von Digizeitschriften erworben haben.

Macht es das nun wirklich alles einfacher?

Der Historiker muss dieselben Spezialkenntnisse wie zuvor haben, und vielleicht noch weitere, um sich in den digitalisierten Meta- und Volltextdaten zurechtzufinden. Alle Beteiligten, die Herausgeber, die Bearbeiter, die Verlage, die Drittmittelgeber können zufrieden sein, dass sie »ihr« Projekt erfolgreich ans Netz gebracht haben. Aber alle diese Projekte bleiben Solitäre; die Chance, durch das neue Medium und durch geeignete Kooperationen zu ganz neuen integrierten Daten zu gelangen, ist leider vertan worden. Der Gang ins Internet wäre *die* Gelegenheit gewesen, die Konkurrenzprodukte MGH und RI und gegebenenfalls noch weiterführende Metadaten (etwa zu den Handschriftenfundorten) oder etwaige Handschriftendigitalisate zusammenzuführen und als Ensemble zu präsentieren. Mit einem entsprechenden Aufwand hätte man auch die teilweise fehlende Normierung (etwa von Ortsnamen) nachholen können, um z. B. auf einen Klick alle jene Urkunden bequem recherchierbar zu machen, die an einem bestimmten Ort ausgestellt wurden oder die ein bestimmtes Kloster betreffen. Momentan hilft hier nur der umständliche Blick in das eingescannte Ortsregister der einzelnen Bände und das mühsame Heraussuchen der dort genannten Fundstellen.

So bleibt nur noch, in einem Verlinkungsprojekt die – hoffentlich stabil geplanten – URLs der einzelnen Mittelalterquellen nachträglich miteinander in Beziehung zu setzen. Weitere Fördergelder wären nötig, um Verlage finanziell abzufinden, die sich gegen eine Digitalisierung ihrer teilweise bereits vor Jahrzehnten produzierten Druckschriften (die im übrigen heute kaum

noch Absatz in Printform finden) wehren. So hatten sich die Verlage Ernst Hauswedell und Anton Hiersemann mit »Foto Marburg«, einer Tochter der Universität Marburg, auf die Einspielung ihrer Kataloge in die Datenbank *Manuscripta Mediaevalia* erst nach einem gerichtlichen Vergleich einigen können. Denn am vorteilhaftesten für die Forscher wäre es freilich – und das sagen sie auch ganz unumwunden: »Wir wollen keine Metadaten«, so Dr. Arno Mentzel-Reuters von den MGH – nicht nur die Register von Handschriftenkatalogen, sondern wenigstens auch noch die eigentlichen Handschriftenbeschreibungen, wenn nicht sogar in zunehmenden Maße vorhandene Volltextdigitalisate mit einem Mausklick auf den Bildschirm zu bekommen.

Um möglicherweise künftig bereits im Vorfeld von singulären Digitalisierungen zu sinnvollen Kooperationen und Verknüpfungen von zusammengehörenden Datenbeständen zu kommen, kann es gar nicht genug derartige Fachtagungen geben, wie sie .hist 2006 in eindrucksvoller Weise erneut dargestellt hat.

¹ Zu der ersten Tagung 2003 ist mittlerweile eine Auswahl der Beiträge als elektronischer Tagungsband verfügbar unter <http://edoc.hu-berlin.de/histfor/archiv.php> (= Historisches Forum. Themenhefte von *Clio-online*, Jg. 2 (2005), Bd. 7,1 und 7,2).

² *Collection Medic@* der *Bibliothèque interuniversitaire de médecine et d'odontologie* (BIUM, www.bium.univ-paris5.fr/histmed/medica.htm) bzw. *Le Conservatoire numérique des Arts & Métiers* (<http://cnum.cnam.fr>).

³ Éditions en ligne de l'École des chartes (<http://elec.enc.sorbonne.fr/>).

⁴ Tone Merete Bruvik: »Yesterday's Information Tomorrow«. Die Text Encoding Initiative (TEI) (19. 05. 2002). In: *Sichtungen online*, PURL: <http://purl.org/sichtungen/bruvik-tm-1a.html> (9.4.06).

⁵ Projekt »Retrospektive Digitalisierung wissenschaftlicher Rezensionsorgane und Literaturzeitschriften des 18. und 19. Jahrhunderts aus dem deutschen Sprachraum« (www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufklaerung/).

⁶ <http://pom.bbaw.de:8080/JDG/>

⁷ www.zeitenblicke.de/

⁸ Berliner Erklärung über offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen (www.mpg.de/pdf/openaccess/BerlinDeclaration_dt.pdf).

⁹ www.zeithistorische-forschungen.de/

¹⁰ Die Druckausgabe der *Zeithistorischen Forschungen* wird dennoch laut ZDB in über 30 deutschen Bibliotheken geführt; nur zwei Bibliotheken haben offenbar nach dem Bezug eines Einzelheftes das Abonnement nicht weitergeführt, ob aufgrund der kostenlosen Online-Ausgabe, muss offen bleiben.

¹¹ Unter www.dfg.de/lis/openaccess steht die vollständige Untersuchung und eine Zusammenfassung zur Verfügung.

Chance vertan: statt integrierter Daten nur egoistische Solitäre

DIE VERFASSERIN

Dr. Ulrike Hollender ist Fachreferentin für Romanistik an der Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz, Potsdamer Str. 33, 10785 Berlin, ulrike.hollender@sbb.spk-berlin.de